



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst Curtius : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den Einschätzungsbehörden durchaus nicht als „unbequeme Einrichtung“ angesehen, sie ist ihr im Gegenteil zur Klärung der Rechtsfragen und für die Gleichmäßigkeit des Verfahrens höchst erwünscht. Die „vordem geübte Nachsicht“ hat niemand schmerzlicher empfunden als die Beamten der Regierungen, denen die Ausführung der Vorschriften des alten Einkommensteuergesetzes oblag.

Auch Gesetze werden alt. Aber sie werden länger jung erhalten bei aufmerksamer, vorbeugender Pflege. Wohldurchdachte Organisation der Behörden, sorgfältige Durchbildung der mit dem Gesetze arbeitenden Beamten, richtige Auswahl bei der Besetzung der verschiedenen Ämter und Stärkung der mit erhöhter Verantwortlichkeit belasteten Stellen — das sind die Mittel, die not tun. Nicht abgebröckelt, nicht gelockert, sondern gebaut, ausgebaut, vorgebaut muß werden.

Die Anzeichen sind vorhanden, daß eine Reorganisation der preussischen Verwaltungsbehörden nur eine Frage der Zeit ist. Sie wird da sein, sobald der Mann dafür gefunden und an die berufne Stelle gesetzt ist. Möge dieser alsdann das Finanzministerium vorbereitet für die Mitarbeit an dem Reformwerk finden, gerüstet Vorschläge zu machen und durchzusetzen, geeignet das Miquelsche Einkommensteuergesetz dem Staate zum Nutzen noch Jahrzehnte jugendfrisch zu erhalten.



Ernst Curtius

(Schluß)



an vermiste an Curtius politisches Urteil und die volle Herrschaft über die Quellen. Der erste Vorwurf traf in der Tat die schwächste Seite seines Buchs, wie er denn überhaupt auch als Person für politische Dinge kein sehr lebendiges Interesse hatte, aber es muß auch gesagt werden, daß die Schwäche bei der knappen Fassung, in die er seine Darstellung zu konzentrieren gezwungen war, schärfer und störender hervortreten mußte, als es der Fall gewesen wäre, wenn er, wie Grote und Duncker, auf drei- oder sechsfachem Raum die Berichte der Alten hätte ausschreiben und mit ausführlichem kritischem Raisonnement begleiten können. Dabei bleibt freilich bestehn, daß jene beiden als wirkliche Politiker auch für die politischen Grundlagen einer Geschichtschreibung besser ausgerüstet waren als er. Auch bei dem zweiten Vorwurf hat man zunächst die notwendige Kürze der Darstellung entlastend in Anschlag zu bringen, sodann aber die Beschaffenheit der Überlieferung mit dem vielfach umstrittenen Sinn und Wert ihrer Nachrichten, worüber jemand leicht, ohne seinen Ruf zu gefährden, die gelehrtesten Untersuchungen anstellen kann, der als Darsteller, sozusagen als positiver Dogmatiker, eine Meute von Kritikern gegen sich und seine „Wissenschaftlichkeit“ entfesseln würde. Die immerhin vorhandenen Mängel in der quellenmäßigen Behandlung hätten sich ohne Frage durch die Arbeit

an den neuen Auflagen beseitigen lassen. Daß das nicht geschah, was um der Zukunft des Werkes willen zu bedauern ist, scheint zunächst einen äußern Grund gehabt zu haben: auf die gesammelte Ruhe der Göttinger Zeit folgte bald die letzte Berliner Periode, die es mit ihren vielseitigen an- und aufregenden Interessen und Beziehungen doch nur zu einem äußerlichen und stückweise erfolgenden Verbessern, nicht zu einer wirklichen Durcharbeitung der Griechischen Geschichte mehr kommen ließ. Sodann lag es in Curtius Natur, auf Getanes nicht gern zurückzugreifen, er sah sein Leben lang vorwärts, auf neuen Aufgaben entgegen. Der Jüngling müsse nicht rückwärts sehen, schreibt er schon 1836. „Daran hat man gerade den besten Maßstab für die innern Fortschritte, ob der Blick immer mehr vorwärts sich richtet, immer seltener um sich und hinter sich abirrt, ob der Wille immer energischer wird und Gedanken, die zu Taten drängen oder selbst Taten sind, unser ganzes Inneres erfüllen und alles andre zu verdrängen imstande sind.“ Und noch im höchsten Alter, 1891: „Ich könnte mir gar kein Wohlfühlen denken ohne Spannung des Geistes auf ein zu erreichendes Ziel. Man muß jeden Augenblick etwas vor Augen haben, dem man nachstrebt.“

Es hat wohl keinen Menschen gegeben, dem die Retrospektive mehr zuwider war als ihm! Diese innere Lebensansicht hatte nun aber auch zur Folge, daß er einmal gefaßte Meinungen und einmal begründete Auffassungen, was ihm auch dagegen eingewandt werden mochte, mit einer Beharrlichkeit festhielt, die ihm oft als Eigensinn ausgelegt worden ist, deren Ursache aber tiefer lag, in jener Abneigung gegen das Zurücksehen. Jede seiner größern Arbeiten gibt dafür Beispiele, die man dem Kundigen nicht aufzuzählen braucht. So war es auch mit der Griechischen Geschichte. Sprach man ihm von einer wünschenswerten und auch durchführbaren Vervollkommenung des Werkes, dessen äußerer Erfolg ihm doch eine Herzensfreude war, so bekam man bald den Eindruck, daß er innerlich damit abgeschlossen hatte. Das Ganze, pflegte er dann wohl zu sagen, muß für sich zeugen, es mag stehn oder fallen, da ist nichts zu ändern, und Änderungen an Einzelnem, soweit sie nicht offenbare Fehler beseitigen, machens nicht, das wäre ja endlos.

Am wenigsten machte der dritte Band von sich reden, er behandelte hauptsächlich das demosthenische Zeitalter, und Curtius Gegner betonten es gern, daß ihm hier Arnold Schäfer die wesentliche Vorarbeit geliefert habe. In der Tat enthält auch dieser Band viel weniger Curtius eigentümliches als die frühern. Sogar die Darstellung ist matter und farbloser. Die attischen Redner, die Hauptgewährsmänner dieser Periode, waren ihm durchaus nicht vertraut; er hatte eben, was ihm nicht sehr übel genommen werden kann, kein Verhältnis zu ihnen gewinnen können.

Zieht man das Fazit, so war dies ein Werk, das, einmal in Angriff genommen, eines Mannes ganze Lebensarbeit forderte, das aber nicht bei sehr vielem andern noch gleichsam nebenher getan werden konnte. So wie es nun geworden ist, in aller seiner Unzulänglichkeit, bezeugt es doch eine erstaunliche Arbeitskraft; groß ist die Kunst der klaren Gruppierung, und die Schilderungen der allgemeinen Zustände sowie namentlich die manchmal sehr schönen Charak-

teristiken der großen literarischen Persönlichkeiten werden noch lange gern gelesen werden.

Ende 1867 erhielt Curtius die Berufung nach Berlin, wo im Mai Eduard Gerhard gestorben war, also in eine dem äußern Zuschnitt nach archäologische Professur. Er hatte sich dazu eine Stellung am Museum ausbedungen, aber mit allen Rücksichten auf Bötticher: „Ich habe von keinem Lebenden soviel gelernt wie von ihm, ich kenne seine Schrullen besser als irgend einer, aber er ist der produktivste Kopf auf dem Gebiete der alten Kunstwissenschaft, den wir seit lange gehabt haben. Ich will um keinen Preis etwas von Ehren und Einkünften auf seine Kosten erlangen. Er muß Direktor der Skulpturen werden; der vernünftigste Ausweg scheint mir, daß man mir das Antiquarium gäbe“ (an Lepsius, Januar 1868). So geschah es, und er siedelte im Herbst nach Berlin über. Die bevorstehende dritte Auflage des ersten Bandes, „des so schmöde verlegerten“, war ihm „ein kleiner Triumph.“ Klar und scharf beleuchten zwei Briefe vom Februar 1869 an den Bruder Georg die neue Lage: „Obgleich ich hier weniger Amtspflichten habe als in Göttingen, so stürmt die Zeit doch ungleich rascher dahin. Ich habe nur die Morgenstunden, die ich mit einiger Sicherheit mein nennen kann. Um zwölf gehe ich in das Museum, dann in die Universität. Nach Tische ist man infolge der vielen Bewegung in der Regel zu geistiger Anstrengung wenig aufgelegt. Dazu kommen Sitzungen in Museum, Fakultät, Akademie, Vorsitz der Archäologischen Gesellschaft usw. Programm eines wüsten Tages in Berlin: Donnerstag ein Uhr Museum, zwei Periegefe im Museum, drei Kolleg, vier Diner beim Grafen Schwerin, sieben Fakultät, neun bis eins Ball beim Könige. — Ich bin in einem Staunen über das, was hier gearbeitet wird, und wenn ich Stunden habe, wo ich an meinem Entschlusse der Übersiedlung irre werde, so richte ich mich immer wieder daran zurecht, daß ich der höhern Ansprüche, die hier an mich gemacht werden, inne werde. Wenn also noch eine Steigerung meiner Leistungsfähigkeit in meinen Jahren möglich ist, so geschieht es hier.“ Der schwächste Punkt der ungemein ehrenvollen und vielbeneideten Position war, daß Curtius kein Archäolog war in dem Sinne, wie sich diese Spezialwissenschaft allmählich ausgestaltet hatte, und er wußte das selbst am besten. „Wie könnte ich mich mit Brunn vergleichen, wenn es archäologische Studien und ausgebreitete Denkmälerkunde gilt! Ich fühle nur zu deutlich, daß ich auf eine spezifisch archäologische Professur in der deutschen Metropole keinen Anspruch machen kann,“ hatte er kurz vor der Berufung an Lepsius geschrieben. Er wollte das Studium der alten Kunst durch die Verbindung mit Philologie, Geschichte und Erdkunde lebendig und für das Ganze der Altertumswissenschaft fruchtbar machen und verwertete nun in einer langen Reihe schöner Aufsätze und Gelegenheitsreden die in diesem Maße ihm ganz allein eigne Gabe, anzuregen und auf weite Kreise zu wirken, daneben bewies er in archäologischen Abhandlungen, die den Fachgenossen zeigen sollten, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermochte, die außerordentliche Spannkraft seines Geistes. Diese Einzelarbeit jedoch, deren Hauptwert in der Anwendung einer sich immer mehr ausbildenden spezifischen Methode lag, konnten andre ebenso gut oder

besser machen, und mancher dachte wohl auch, er gehöre eher an die beneidete Stelle, von der Curtius nun doch einmal nicht mehr zu verdrängen war. Die literarischen Angriffe nahmen zu, manche waren sachlich gehalten, manche gehässig und persönlich, und die Beteiligung jüngerer Leute verriet eine gewisse Methode in der Ausdehnung der polemischen Bewegung. Als Lehrer wirkte er mit unverminderter Lust und anregend, aber nicht gerade intensiv, zur Ausbildung selbständiger Schüler kam es in dieser vielfältigen Berliner Tätigkeit kaum. Seit dem Anfang der siebziger Jahre beanspruchte das olympische Unternehmen seine Kräfte, von ihm allein war die Anregung ausgegangen, er förderte das Werk mit seinen wissenschaftlichen Gedanken und mit seinem persönlichen Einfluß, bis es vom Staate übernommen und gesichert war; auf den Erfolg, der jedem Gebildeten bekannt ist, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Der berühmte Verfasser der Griechischen Geschichte war zu einem volkstümlichen Manne geworden. Aber in den Reich der Freuden war auch einige Bitterkeit gemischt. Man hatte auf einen zweiten Phidias gehofft, auf einen panhellenischen Tempel, der mit dem Glanze seines Figurenschmucks den Parthenon vielleicht noch überstrahlen würde, und nun mußte man sich nach den ersten Enttäuschungen damit begnügen, den ästhetischen Minderwert wissenschaftlich verständlich zu machen, was nicht ohne Mißverständnisse und eine manchmal deutlich persönliche Polemik abging. Auch das wurde bis in die Tageszeitungen hinein bemängelt, daß man für das ungeheuer viele Geld nur Gipsabgüsse hatte erwerben können, wogegen bald die elegante, pathetische Pergamenerkunst in strahlenden Originalen ihren Einzug in Berlin hielt und absichtsvoll in Äußerungen der allerverschiedensten Art noch jahrelang gegen den olympischen Mißerfolg ausgespielt wurde. Allen diesen Eindrücken gegenüber verhielt sich Curtius großartig, er arbeitete weiter, als ob ihn nichts bekümmerte. „Wir erleben beide, schreibt er Anfang 1878 seinem Bruder Georg, jeder in seiner Weise, daß gewisse Richtungen und Strömungen sich geltend machen, mit denen wir uns nicht mehr in Einklang fühlen. Darum ist aber das, was wir vertreten, nicht veraltet, und ich lege frisch die Hand an das Werk, um mit stetiger Anstrengung das durchzuführen, wozu ich glaube berufen zu sein. Es gilt jetzt für wahre Wissenschaft, Stoff zu sammeln, einzelne Fakta festzustellen, den Blick auf lauter besondere Probleme zu beschränken, unbekümmert um den Zusammenhang der Dinge, den man mit heimlicher Freude preisgibt. Das ist ein gewisser materialistischer Zug in der Wissenschaft, dessen demoralisierender Einfluß nicht zu verkennen ist. Ich halte es für meine Pflicht, solange die Kraft vorhält, diesem aphoristischen Arbeiten gegenüber die echte Synthesis zu vertreten, die immer vom Einzelnen zum Ganzen strebt. Das ist einmal meine Natur, und ich denke, dies Streben hat auch sein unveräußerliches Recht.“

Dieser Gedankenzusammenhang führt uns von selbst auf seine Arbeiten über die Topographie von Athen. Er hatte sie in Göttingen mit zwei Abhandlungen über die Stadtmauern und die Märkte eröffnet und 1868 mit einem Kartenwerk vorläufig abgeschlossen. Jetzt, nach zehn Jahren, erschien ein zweiter Atlas im Zusammenhang mit einem vom Staate übernommenen

großen Werke über das ganze attische Land nach Aufnahmen des Generalstabs, zu denen Curtius die Anregung gegeben hatte und auch den Text schrieb oder schreiben ließ. Bei der Frage nach dem Urteil seiner Fachgenossen über dieses neue Arbeitsgebiet handelt es sich selbstverständlich nicht um den kartographischen Teil, der in seiner letzten, vollkommenen Gestalt von allen Meinungen unabhängig dasteht, sondern um die Curtius ganz eigentümliche, wissenschaftliche Konstruktion der Stadtgeschichte, die sich zum Teil auf topographische Indizien stützt. Als er zuerst, noch nach ganz unzulänglichen Kartenskizzen, sein Stadtbild entwarf, historisch erläuterte und z. B. seinen Göttinger Zuhörern vortrug, war das etwas ganz neues und ein wichtiger Schritt vorwärts, denn damals hatte man überhaupt noch keine Anschauung von dem Boden dieser Stadtgeschichte, während in dem antiken Rom sich jeder nach allgemein zugänglichen Karten und Abbildungen zurecht finden konnte. Als dann die Kritik nicht nur das Verdienstliche des Ganzen anerkannte, sondern auch vieles Einzelne annahm, wandte sie sich aber auch gegen eine Anzahl unbegründbarer Hypothesen, die hier nicht näher umschrieben zu werden brauchen, denn sie sind jedem aus der Polemik bekannt und zum Teil durch die Festigkeit, mit der ihr Urheber sie beibehielt, man möchte beinahe sagen, berühmt geworden. Gerade die wichtigsten, auf die es ihm bei seiner Konstruktion am meisten ankam, wurden durch die nachfolgenden bessern Ortsaufnahmen nicht beweisbarer gemacht. Zu Anfang lag die Sache so, daß in die großen Lücken einer unzulänglichen Überlieferung die nachschaffende Phantasie des Historikers Ersatzstücke einfügen mußte, wenn er nicht darauf verzichten wollte, anschaulich zu schildern. Nun war aber vieles inzwischen durch die wissenschaftliche Diskussion geklärt, manches geradezu, wo das Ortsbild die Antwort schuldig blieb, durch strengere Befragung der literarischen Überlieferung unhaltbar geworden, und doch blieb Curtius Stellung zu diesen Dingen im wesentlichen dieselbe. Als er im späten Alter noch einmal seine ganze Auffassung der „Stadt Athen“ in einem letzten Buche darlegte, schrieb er folgendes: „Ich will ja niemand befehlen, aber ich habe eine Verpflichtung, ein Bild von Athen darzustellen so gut ich kann. Länger, tiefer hat sich kein Lebender damit beschäftigt. Man hat ein Recht, dies von mir zu fordern. Und ist es nicht gut, daß es jetzt vorwärts geht, und sollen wir uns nicht dessen freuen, daß mir die Arbeitslust erhalten ist? Einen schönern Gegenstand kann man doch auf der Welt nicht finden. Das Buch wird diesseits und jenseits des Meeres eifrig gelesen werden.“ So ist es auch sicherlich geschehn, denn es ist ein feines und schönes Buch. Wer es jedoch mit der Erwartung in die Hand nimmt, sein Verfasser werde sich darin mit den Andersdenkenden über die Hauptpunkte der athenischen Topographie auseinandersetzen oder seinen eignen Auffassungen neue Gründe hinzufügen, der kann es ungelesen lassen. Aber tragisch und komisch zugleich mußte es jeden Menschen von Takt und Gefühl berühren, wenn ein wohlwollender Rezensierjüngling dem „Greise“ (wörtlich) das Anerkennungszeugnis ausstellen zu dürfen meinte, daß er mit solcher Frische doch noch wissenschaftlichen Dingen zu folgen vermöge.

Umgekehrt gehört es zu den reinsten Freuden, den innerlichen Genug-

tuungen, die uns die Teilnahme an eines im höchsten Sinne tüchtigen Mannes Leben verschaffen kann, wenn wir erfahren, daß ihm die Anerkennung der zum Beifall berufenen nicht gefehlt hat. Curtius brachte in seinen spätern Jahren jeder Anlaß und jeder neue Gedenktag neue Ehren und äußere Auszeichnungen, bis zu den höchsten, die möglich sind. Selten ist einem Gelehrten soviel Glanz und Ehre zu teil geworden. Rührend ist die herzliche Bescheidenheit, mit der der schlichte Mann diese Dinge hinnimmt, wenn er, was nicht häufig geschieht, in den Briefen dieses Buches darauf zu sprechen kommt. Wir geben eine schöne Stelle seines Berichts über das Doktorjubiläum (Weihnachten 1891): „Das Merkwürdigste war der Moment, da Mommsen mit den Sekretären der Akademie vor mich trat. Er fing an die Adresse zu lesen, dann tat er den Text plötzlich beiseite und sagte, er müsse sprechen, statt zu lesen. Und nun brach wie durch einen zerrissenen Damm eine wahre Beredsamkeit, in der er mich feierte als den, der immer und überall wie ein echter Historiker aus den Einzelheiten zum Ganzen strebte. Waren wir beide, einander nahe gegenübergestellt inmitten eines vollen Männerkreises, anfangs etwas bekümmert und befangen, so änderte sich alles, als er von einem innern Drange, der ihn selbst zu überwältigen schien, ergriffen, aus vollem Herzen so warm redete. Unsere Augen begegneten sich, ich dankte ihm aus vollem Herzen, und alle Anwesenden waren von diesem Duo offenbar besonders ergriffen, da die gründliche Verschiedenheit unsrer Charaktere sich natürlich oft in allerlei kleinen Reibungen (der milde Ausdruck ist für Curtius bezeichnend) offenbart hatte.“

Indem wir alles, was auf Curtius äußeres Leben Bezug hat, übergehen und auch seine inhaltsreichen Reiseberichte unsern Lesern zur eignen Lektüre überlassen, können wir es uns nicht versagen, weil darin ein Hauptreiz jedes guten Memoirenwerks für uns liegt, in den gelegentlich eingestreuten Urteilen über bekannte Zeitgenossen einige schnelle Spiegelblicke festzuhalten.

Den Archäologen Eduard Gerhard nennt er 1836 den gefälligsten Gelehrten, den er gesehen habe, er bringt halbe Tage in dessen Bücherzimmer zu und wird von ihm beraten und ermuntert, und 1867: „Ich war mehrfach noch an seinem Sterbelager, er war nie lebenswürdiger.“ Thieremin übertrifft als Kanzelredner alle, die er je gehört hat (1836), „der Redner aller Redner.“ Über Schelling 1842: „Denkt euch das große Auditorium Tag für Tag gedrängt voll, die ersten Bankreihen von Professoren gefüllt, einer gelehrter als der andre, aber alle sperren den Mund auf und verstehn nichts. Das ist ihm aber gerade recht, er liest einen Bogen nach dem andern ab, und keiner will ihm zuerst sagen, daß er die Geschichte nicht versteht. Wenn er nun so eine Reihe von Stunden eine Masse der verwickeltesten Probleme abgehandelt hat, nimmt er sie alle zusammen, nennt dies Konvolut A und geht mit dieser neuen Einheit in einer Art von Differentialrechnung in die zweite, dritte und höhere Potenzen hinauf, und das wird so Mode in Berlin, daß man schon in den Kinderstuben überall von A in der zweiten Potenz sprechen hört. Bei Gelegenheit der Verlobung von Schellings Tochter mit dem jungen Eichhorn hat Trendelenburg ihm sehr naiv gesagt, jetzt sehe man doch, wozu es gut gewesen, daß er nach Berlin gekommen sei.“ — Über Voße, der 1857 in Göttingen

war, an den Bruder Georg: „Seine Virtuosität bewunderst du mit Recht. Ein Mensch, den man studieren muß, so vielseitig wunderbar und tief ist er, dabei ein Virtuos im Vortrag, wie mir kaum ähnliches vorgekommen ist. Aber durch sein ganzes Wesen zieht sich ein leiser Zug der Ironie, der seine Nähe etwas unheimlich macht, und eine gewisse Sophistik, die mich zweifeln läßt, wo der Ernst bei ihm anfängt und aufhört.“ Über Haupt nach dessen Tode 1874: „Er hat mich durch sein barsches Wesen oft verletzt, aber durch seine rauhe Außenseite brach immer der Zug eines edeln, selbstlosen Charakters hindurch. Er konnte auch mir gegenüber warm und herzlich sein. Diese Sonnenblicke waren für mich um so erquickender, da in ihnen die Wärme des Gemüths unwillkürlich zum Ausdruck kam, und es bleibt mir eine teure Erinnerung, daß er, als wir zusammen aus der letzten Akademiesitzung kamen, mir ein Zeichen seiner Befriedigung gab, wie es selten genug war. Seitdem sah ich ihn nicht wieder. Mit Haupt ist nicht bloß ein Mann dahingegangen, wie er nicht wieder zu finden ist, sondern ein ganzes Geschlecht. Die kolossale Literaturkenntnis mit virtuoser Meisterschaft in verschiedenen, weit entlegenen Fächern, die geniale Geistesgegenwart, mit der er über sein Wissen verfügte, die schneidige Schärfe seines Urteils und seines Ausdrucks in Wort und Schrift, dabei freilich wieder eine Einseitigkeit und Befangenheit gegen fremde Richtungen und ein unbeugsamer Eigensinn, der ihn oft ungerecht machte.“ Indem er seines Freundes Geibel bei dessen Tode 1883 warm und herzlich gedenkt, überschätzt er ihn doch nicht als Dichter, insofern er populärer als alle lebenden Poeten gewesen und niemals Minderleistungen nachgegangen sei, „aber ich habe höhere Ansprüche an ihn gemacht als andre, ja als er selbst; ich hatte immer das Gefühl, daß er noch höheres hätte leisten können. Denn er hatte bei aller Lebendigkeit und Tiefe des Gemüths doch eine große Bequemlichkeit und ein gewisses Phlegma, bewegte sich gern in geläufigen Geleisen und scheute Ermannung, aber — wer will da richten! Das Übermaß von Muße ist ihm schädlich geworden.“ Im folgenden Jahre spricht er über Lepsius langes „Sterbelager, der wie ein Held mit dem Tode rang und ohne Klage mit ruhiger Fassung hinübergewandert ist. Mit ihm ist einer von denen hingegangen, die mit den größten Zeiten echter Gelehrsamkeit zusammenhängen. Er faßte alles von einem hohen Standpunkt auf, deswegen kam man gehoben von jedem Gespräch.“ Endlich bei Gelegenheit von Böckhs hundertstem Geburtstag 1885: „Seine Leistungsfähigkeit, die Summe seiner Leistungen, die geniale Sicherheit seines Urteils und sein Sinn für das Einfache und Wahre sind doch fast beispiellos.“

Die letzten Jahre brachten Curtius schwere Prüfungen durch ein beinahe ununterbrochenes Kranksein. Bis dahin hatte sein Leben nur erst ein einziger harter Schlag getroffen, schon ganz früh, 1851, der Verlust seiner ersten Frau nach kaum anderthalbjähriger Ehe. Dieses Jahr mit seinem bewegenden Inhalt mag uns auf die letzten ernstesten Eindrücke unsers Buches vorbereiten. Im Juli schreibt er dem Bruder Georg, morgen werde alles in seiner Wohnung auf den Empfang eines Kindchens eingerichtet. Es solle in der Zimmerecke, wo die Raffaeltische hängen, das Licht der Welt erblicken, damit es sich gleich

von den engen Verhältnissen eines deutschen Gelehrten überzeuge, aber auch durch Kunstanschauung sich über die Enge der Räume erhoben fühle. Diese Elternliebe im eignen Herzen — vor der Geburt — gebe „eine Ahnung von einer andern, von der göttlichen Liebe, die auch mit ihren Gedanken nicht gewartet hat, bis der Mensch geschaffen war.“ Vom nächsten Tage ist ein kurzer Brief an den Prinzen datiert, dem die freudige Nachricht zuerst mitgeteilt wird: „ich bitte Sie nun dem Kinde ein Plätzchen in Ihrem Herzen einzuräumen.“ Von dem darauf folgenden, dem 8. Juli, die Antwort des Prinzen: „Aus der Tiefe meines Herzens eile ich Ihnen zu dem frohen Ereignis in Ihrer lieben Familie meine allerbesten Glückwünsche darzubringen usw.“ Fünf Wochen später schreibt Curtius: „Geliebter Prinz. Sie haben meine Freude geteilt, teilen Sie auch meinen Schmerz! Meine geliebte Frau ist in dieser Nacht verschieden, ganz plötzlich und unerwartet. Ich stehe wieder allein im Leben da. Bitte schreiben Sie es Ihren Eltern, ich kann nicht. Sonntag früh drei Uhr.“ Die Antwort des Prinzen trägt dasselbe Datum: „Soeben erhielt ich Ihre traurigen Zeilen, mein teurer Freund, und beeile mich, Ihnen meine tiefste Betrübnis über diesen schweren Schlag auszusprechen. Viel Worte kann ich nicht machen, das wissen Sie, aber das kann ich Ihnen sagen, daß mich diese Nachricht so tief erschüttert hat, als wäre mir jemand der Meinigen entrisen usw.“ Der lange Brief endet mit der Versicherung der treuesten Fürsorge „von Ihrem tiefbetrübteten treuen Freunde Friedrich Wilhelm.“ Gleich daneben steht ein sehr schöner Trostbrief von Alexander von Humboldt vom 12. August. Darauf folgt ein Brief vom 31. von Curtius: „Mein teurer Prinz. Sie haben mich durch Ihre freundliche Zusage sehr erfreut. Ihrem Wunsche gemäß habe ich die Taufhandlung auf den Nachmittag, und zwar sechs Uhr, angesetzt. Ich danke Ihnen schon jetzt, daß Sie im Andenken an meine selige Frau und in treuer Anhänglichkeit an Ihren Lehrer mein Kind auf Ihren Armen der Kirche Christi darbringen wollen. Gott erhalte Sie gut und rein, mein teurer Prinz.“ Zugleich schreibt er an eine bei Hofe angestellte Dame, er habe sich von den durch Augustens Liebe geheiligten Räumen nicht trennen können und sein Tagewerk, das auch ihr so lieb gewesen, rüstig wieder mit dem Druck des zweiten Bandes seines *Beloponnes* begonnen. „Von da gehn meine Gedanken immer in mein eheliches Leben zurück, und ich denke und fühle alles Erlebte durch bis zu den letzten Worten, die sie zu mir sprach: Ernst, ich sehe dich nicht mehr.“ Inzwischen war die Taufe des Sohnes (des Herausgebers dieses Buches) vorgenommen worden, wir erfahren darüber nichts, können uns aber alles viel besser nach dem letzten dieser Briefe denken: „10. September. Mein teurer Prinz. Mein Herz treibt mich, Ihnen noch einmal meinen Dank auszusprechen für die Freude, die Sie mir und den Meinigen am Taustage gemacht haben. Die ganze wehmütige Feier hat mir eine sehr wohlthätige, tröstliche Erinnerung zurückgelassen, und daß Sie so gern in einem einfach bürgerlichen Kreise verkehren, daß Sie sich unbefangen unter uns bewegen, ohne jemand zu beengen, das freut mich so sehr. Gott erhalte Ihnen diesen einfachen, natürlichen Sinn!“

Als Curtius am 11. Juli 1896 starb, waren mehr als vier Jahre dahin-

gegangen seit einem ersten Krankheitsanfall, der ihn am Beginn von 1892 traf, bald nach seinem Doktorjubiläum. Die Angriffe mehrten und verstärkten sich, am empfindlichsten war ihm die Abnahme der Sehkraft, zeitweise bis zur Erblindung; dazwischen kamen dann wieder Erholungen und auch noch Freude=tage, wie die Geburtstagsfeier von 1893, und gearbeitet wurde noch bis ganz zuletzt, wenigstens zwei Stunden täglich am Texte des großen Olympiaverkes. Die kürzer werdenden Aufzeichnungen der Briefe aus dieser Leidenszeit zeigen uns gleich langsamer werdenden Atemzügen, wie sich dieser ganz auf Tätigkeit angelegte Geist in innerlicher Betrachtung auf die ewige Ruhe vorbereitet. Mein Vater lebte in dem Glauben an den lebendigen Gott, der das Gebet seiner Kinder hört, sagt der Sohn in der Vorrede. Mai 1892: „Der Leib gehört dem Reiche des Todes an, das fühlen wir täglich, wir können nichts tun als uns anschicken, daß wir mit Freuden auf die Befreiung von diesem Leibe des Todes hinblicken.“ Zu Flemmings Vers: So sei nun Seele deine bemerkt er: „Vielen ganz unverständlich, mir ein teures Lieblingswort. Die Seele ist nur ihr eigen und frei, wenn sie in ihrem Element ist, d. h. in Gott, zu dem sie geschaffen ist; da ist sie zuhause, wie der Fisch im Wasser.“ April 1896: „Ich nehme allmählich langsam von der sichtbaren Welt Abschied und hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, diesen Abschied ruhig durchzuführen, mit ernstem Blick in die Zukunft. — Ich verzage nicht, ich habe in meinen alten Tagen viel nachzulernen, und wenn ich auf Männer wie Treitschke blicke, so schlage ich beschämt die Augen nieder; ich kann ja noch immer meine Geisteskräfte verwerten.“ — „Ich bin so betrübt, daß ich nicht mehr für mich in der Bibel lesen kann; ich sehne mich immer nach den gewaltigen Worten des Paulus über den Glauben Abrahams.“ Eine seiner letzten Arbeiten war: Paulus in Athen, 1893. Ende Mai: „Wichtige Organe sind so wesentlich geschwächt, daß ich mich gar nicht zu einem kräftigen Wunsche ermannen kann, noch lange hier zu verweilen. Ich habe keine andre Sehnsucht, kein andres Gebet, als in Frieden einzufahren zu dem ewigen Leben durch Gottes Barmherzigkeit. Von Kindheit an bin ich auf das ewige Ziel hingewiesen, ich habe keine Entschuldigung.“ Dann folgen Betrachtungen, wie sie uns ähnlich auch von andern bedeutenden Männern überliefert sind, Wilhelm von Humboldt und Moltke, die nicht auf dem positiven Glaubensgrunde standen wie Curtius. „Mir kommen noch so viele Gedanken, die mir nicht leicht sind: wie verhält sich die Fülle der Gedankenwelt, in der wir unser Leben zugebracht haben, zu der Stille der Ewigkeit, dem Anschauen Gottes? Es ist doch das geistige Leben mit allen Reimen, die darin enthalten sind, ein so auf Produktivität angelegtes, daß die Menge von Interessen, Gesichtspunkten, Studienkreisen, in denen wir uns bewegen, nicht etwas sein kann, was gegen Gottes Willen und mit den höchsten Interessen des Menschengesistes im Widerspruch ist.“ Am 6. Juni: „Die Nächte waren mit Hilfe der unentbehrlichen Mittel ruhig. Trotz der Hitze konnte ich täglich mein Pensum Olympia erledigen.“ Am 28.: „Ihr könnt euch denken, daß ich bei meinem siechen Körper bei dieser Hitze viel zu leiden habe. Ich muß still und ernst auf das Ende schauen und meine irdischen Aufgaben abzuschließen suchen.“

Die letzten Verse:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —
Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.



Ein Sommerurlaub in Pommern



roß vielfacher Garnisonwechsel, zu denen meine Eltern meist gegen ihren Wunsch durch sehr schön geschriebene, aus der Residenz datierte Ordres veranlaßt worden waren, hatte, solange ich denken konnte, immer wieder über dem Sofa im Zimmer meiner Mutter unter lauter Familienbildern eine schön eingerahmte Lithographie gehangen, die die „Schrift“ als „Münchener Tracht“ bezeichnete, und die eine junge Münchenerin in der Volkstracht mit einem eigentümlich geformten, nach oben spitz zulaufenden Kopfschmuck und mit einem befransten, reichgemusterten, dreizipflig zusammengelegten Seidentuch über den Schultern darstellte. Der „Privatdiener,“ man würde heutzutage sagen der Bursche, der in allen Fragen über weibliche Schönheit meine Autorität war, hatte geäußert, der möchte er schon einmal in Fleisch und Blut begegnen: sie war also schön, und meine Mutter hatte mir gesagt, das Bild gleiche ihrer Schwester, meiner Tante Radiegeda so, daß es deswegen eingerahmt worden sei und unter den übrigen ihre Familie darstellenden Porträts Platz gefunden habe.

Tante Radiegeda war eigentlich nur eine Halbschwester von Mama, deren Mutter sich nach dem Tode meines Großvaters zum zweitenmal verheiratet hatte. Sie hatte sich, nachdem sie, wie ich später erfuhr, kurze Zeit als Stern erster Größe am D. er Schönheitshimmel gegläntzt hatte, an einen pommerschen Gutsbesitzer, Herrn von Forst, verheiratet und lebte mit ihm und ihrer zahlreichen jungen Familie — sie hatte fünf Söhne und drei Töchter — jahraus jahrein auf dem Lande, ohne daß die beiden Schwestern Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, anders als brieflich zu verkehren.

Ein oder zwei Jahre, ehe ich aus dem Hause und auf die Schule kam, waren zu Weihnachten bei uns außer unzähligen Spickgänsen und andern pommerschen Delikatessen zwei junge Burschen erschienen, die in meines Vaters ausgeräumter und nach Möglichkeit mit ehrbaren, widerstandsfähigen Möbeln versehener Sattelsammer „logiert“ und mir als pommersche Vettern, denen ich die höchsten gastlichen Rücksichten schuldig sei, vorgestellt wurden. Es waren Tante Radiegedas älteste Söhne, die in Riesky erzogen wurden, und die, um mit der damals noch etwas umständlichen Heimreise nicht zu viel Zeit zu verlieren, vielleicht auch, weil mein Onkel keine Zeit hatte, sie abzuholen, und man sie nicht allein reisen lassen wollte, ihre Weihnachtsferien bei uns in D. zubringen sollten. Entweder waren beide sehr gutmütige Jungen gewesen, oder die mir erteilten Mahnungen hatten in unerwarteter Weise gefruchtet, denn ich entsinne mich auch nicht der leisesten Meinungsdivergenz, die während der ganzen Zeit zwischen uns zum Vorschein gekommen wäre, ja nicht einmal, daß mich die beiden ab und zu durchgedroschen